

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

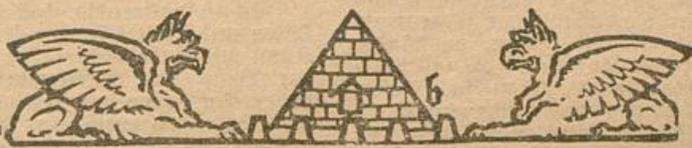
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

2.4.1922 (No. 14)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 14



2. April 1922

Georg Scholz / Kunst und Kritik

Die Kunsthistoriker pflegen die Entwicklungsgeschichte der bildenden Kunst im 19. und 20. Jahrhundert als einen Stammbaum der großen Talente darzustellen. Es ist aber die für sie von den Gelehrten beanspruchte jeweilige Vaterchaft oft höchst zweifelhaft. Meist vollzieht sich die Entwicklung nicht durch den Einfluß einzelner großer Meister auf die starken Talente der jüngeren Generation. In der Kunst sind nur die Mittel überlieferbar. Das große Talent wird rastlos bemüht sein, alle ihm zugänglichen Mittel der Jahrtausende auf ihre Verwendbarkeit für seine Zwecke hin zu prüfen, bis es die ihm gemäßen gefunden hat. Seine Weise, diese Mittel zu verwenden, wird so eigenartig sein, daß die Herkunft seiner Mittel nicht mehr erkannt werden kann. Sie werden aber von den mittleren Talenten für den Kern seines Weisens gehalten, begierig aufgegriffen und als allein seligmachendes Rezept zur Herstellung von Kunstwerken ausgerufen.

Da das Lebenswerk eines Meisters selten mehr wie 300 Gemälde umfaßt, würde sich das Bekanntmachen großer Talente bei dem heutigen Umfang des Kunsthandels nicht mehr lohnen. Zudem verhält sich das kaufkräftige Publikum meist dem Weisen des Meisters als einem eigenartigen gegenüber zunächst feindselig, in den Nachahmungen aber spürt es Geist von seinem Geist, die Ware ist verkäuflicher, ihre Hersteller sind meist erschreckend produktiv, das Geschäft, auf breitere Basis gestellt, geht flott. Der Meister, als Begründer einer (nie gewollten) „Richtung“ wird Spekulationsobjekt.

Da das, was den künstlerischen Wert eines Wertes ausmacht, nie durch Worte ausgedrückt werden kann, beziehen sich alle Programme auf die Mittel. Das Programm ist das Wesen der „Richtung“, die Anhänger der „Richtung“ sind bestenfalls Interpreten eines Meisters, meistens benötigen sie sich mit dem Ausblicken der persönlichen Ausdrucksmittel des selben.

Jedes große Talent ist zwar die höchste Formulierung der Kultur seiner Zeit, diese aber wieder der untrügliche Spiegel des Durchschnitts des jeweiligen künstlerischen Schaffens. Deshalb sollen sich diese Darlegungen auf diesen Durchschnitt beziehen. Der Expressionismus unserer Tage ist ebenso wie der Impressionismus bedingt durch das Prinzip *l'art pour l'art* (oder besser *l'art pour l'artiste*).

Durch Anerkennung dieses Prinzips verzichtete zunächst der Impressionist in höchmütigem Klassenbewußtsein auf den Widerhall im Volke. Auch der Expressionist schloß sich gegen Leben und Gegenwart ab, hatte keinen Zusammenhang mit dem Volke und dem, was die breite Masse beweate. Er horchte ausschließlich in sich hinein. Wie vorher die leisesten Veränderungen in der Färbung der Gegenstände durch atmosphärische Einflüsse, so werden jetzt die leisesten Schwingungen der Seele mit der empfindlichen Gewissenhaftigkeit eines Seismographen zu registrieren gesucht. Fragte es sich schon sehr, ob sich überhaupt jemand für derartig subjektive Spielarten interessiert, so wurden durch ständige Anzucht die Mittel des

Expressionismus immer unverständlicher variiert. Die Kunst war absoluter Selbstzweck, sozusagen eine Spezialwissenschaft geworden.

Während die Erfinder des Impressionismus den Begriff Raum noch von Haus aus mitbekommen hatten und durch eine Art wissenschaftlicher Beobachtung der atmosphärischen Einflüsse auf die Färbung der Gegenstände diesen Raum zu gestalten versuchten, war er durch ihre Jünger, die eigentlichen Begründer des Impressionistischen Groß-Geschäftes, vollständig zugunsten der Farbe als Selbstzweck verloren gegangen. Viele Resultate dieser Art werden irrtümlicherweise als expressionistisch gebucht. Die für einen Erfolg durch Bilder malen erforderlichen geistigen Eigenschaften entsprachen jetzt etwa denen, die einen Handlungsgehilfen befähigen, eine Galtsbinde zu einem Anzug zu stimmen. Wie in den der Mode unterworfenen Zweigen der Industrie wurde auch in der Kunst der Geschmack jedes Jahr etwas geändert und ein neuer Begriff von „Qualität“ erfunden. Dieser Qualitätsbegriff bezog sich wesentlich auf Form und Inhalt.

Auch das Schaffen der Expressionisten war bald eine Geschmacksfrage kunstinteressierter Leute geworden, nur daß diese das so überaus lanaweilige Repertoire der darstellenden Bilderinhalte der Impressionisten erweiterten, indem sie sich, als gebildete Leute vom Fach, an Hand ihrer kunsthistorischen Kenntnisse rückwärts orientierten und — sehr zeitgemäß! — in gotischen Heiligen, Regerkunst und Musik machten.

Nach Verzicht auf diese immerhin schon dagewesenen und somit etwas lanaweiligen Inhalte hatten die abstrakten Expressionisten das Verdienst, durch die sogenannte „absolute Malerei“, eine radikale Konsequenz in der Verwendung der durch das Programm bestimmten Mittel, das *l'art pour l'art*-Prinzip in die höchste Potenz bis zu seinem wohlverdienten Ende zu steigern.

Der Impressionismus führte zur flachen Dekoration, der Expressionismus warf aber wieder Raumprobleme auf, abgesehen davon, daß er dem Künstler wieder Herrschaft über den Gegenstand gab, nachdem er mit Kuben, Keulen und Kreisen frei zu schalten gelernt hatte. Am Impressionismus hatte ein Stück Exzerzierreglement gelegen. Die Natur, diese „beste Freundin und schlimmste Feindin aller Kunst“ hatte dem Künstler „Hilfsgegenstände“ zugerufen.

Auf das Schaffen gewisser kleiner Leute, die als die „Armen im Geiste“ von vornherein verzichteten, sich mit irgendwelchen Formproblemen der Gegenwart zu befassen und lieber ihre mangelnden Fähigkeiten durch „deutsches Gemüt“ eriekten, braucht man nicht näher einzugehen: Es wird wohl immer Leute geben, die sich bemüht fühlen, Delgemälde als Schlummerrollen-Erhab herzustellen.

Den Expressionisten wurden schon die Folgen des hochmütigen *l'art pour l'art* klar; man sammerte über verlorene „Kultur“, gab dem Volke schuld, das sang: „Puppchen, du bist mein Augenstern . . .“ (statt sich selbst), man versuchte, das

Volk zur Kunst zu erziehen (wie jeder bewusste Reformversuch zwecklos), man versuchte eine neue Kultur nach den durch das Studium verfloßener Kulturperioden erkannten Gesetze zu machen. („Dabei wir keine Kultur, so haben wir wenigstens ein Kultürchen.“) Die uns erkennbaren Gesetze des Organismus früherer Kulturen können aber durchaus nicht die Grundlagen einer gegenwärtigen oder zukünftigen Kultur sein. Jede Kulturperiode entsteht nach eigenen Gesetzen und Bedingungen, die aus dem Abstand von Jahrhunderten denen anderer ähnlich sehen mögen. Wer weiß aber, wieviel Resultate unserer Zivilisation schon Elemente einer neuen Kulturperiode sind? Wieviel sogenannter „Kitsch“ und „Geschmacklosigkeiten“ (die immer sehr subjektive Begriffe sind!) zu einer neuen Kultur schon gehören? Vielleicht werden diese Dinge später ganz anders bewertet als von uns, die wir meist rückwärts schauend, wehmützlich Vergleiche anstellen.

Tatsachen lassen sich nicht weglassen und totschweigen, sie sind da, auch der „Kitsch“. Das Volk will den „Kitsch“, er beherrscht blühende Industriezweige, während die vom Hersteller und Händler dringend angepriesene „Kunst“ abgelehnt wird.

Es wird die Aufgabe der jüngsten Generation sein, das Part pour Part fallen zu lassen und den Gegensatz von „Kunst“ einerseits und „Kitsch“ andererseits zu überbrücken. Die Künstler müssen sich aus den heiligen Fachkreisen heraus begeben und das Volk, die Gegenwart, die Tatsachen des Lebens und der Geschehnisse suchen. Es müssen neue, interessante (!) Bilder geschaffen werden, in deren durch den Expressionismus wiedergewonnenen Raum mit der Sachlichkeit der Gegenwart erfüllte Gegenständlichkeiten hineingebaut werden, vollständig unbekümmert um alle „Erzungen“ und „Qualitäts“-begriffe des Im- und Expressionismus. Man soll lieber „tendenzlose“ Bilder malen als Part pour Part! Bei dem Streben nach einer dem breiten Publikum verständlichen Form muß vor allem das ästhetische Hüften der eigenen „Individualität“ aufgegeben werden, der Stolz auf die — ach oft so schwache — persönliche Nuance. Es müssen alle Mittel der bildlichen Darstellung erprobt und geprüft werden, die uns vollständig bewußten und raffinierten Mitteleuropäern durch die Geschichte der Kunst aller Zeiten und Länder zur Verfügung stehen, selbst die Mittel des Kitsches im Sinne der Ansichtspostkarten und der photographischen Malerei.

Alle technischen Errungenschaften müssen benutzt werden, vor allem die Photographie. Die alten Meister benutzten auch Hilfsmittel, wie z. B. den Schönheitskanon, die Proportionslehre, die perspektivische Konstruktion, den „Baumischlaa“, die Vergrößerung durch Quadratur.

Wir sind ja nicht primitiv, wir sind keine Südeinsulaner. In manchen heutigen Lehrstätten für bildende Kunst lernen die angehenden Kunstbesitzer oft nur die Mittel ihres Lehrers kennen, die entweder die eines großen Meisters (sofern der Lehrer ein solcher ist) und somit nur ihm gemäß sind oder von einem anderen Großen übernommen und als Selbstzweck weiter verkündet werden. Ist nun der Schüler von geringer Begabung, so glaubt er fest, jetzt den Trick heraus zu haben. Es ist dann Sache seines kaufmännischen Talents, mit dem ergatterten Pfunde zu wuchern. Trauriger ist es für das stärkere

Talent, das bald die ihm vom Lehrer gelieferten Mittel als Hemmnisse empfindet, von einem Lehrer zum anderen schwankt, entgegengesetzte Meinungen, jede als Evangelium verkündet, hört, unbrauchbare Mittel probiert und endlich nach langem Suchen und Experimentieren allein die ihm gemäßen findet.

Im Jahre 1919 erschien ein Buch: „Zeichnung, Holzschnitt und Illustration von E. Württemberg“. In diesem Buche werden mit einer bei den heutigen Verhältnissen hoch erfreulichen Sachlichkeit und Klarheit die Mittel der Zeichnung, des Holzschnittes und der Illustration behandelt. Ein Maler mit langer Praxis spricht zu suchenden und lernenden Malern. Ohne Berücksichtigung des eigenen, durchaus persönlichen künstlerischen Schaffens und ohne Bevormundung der Kunst- oder Weltanschauung anders Gearteter stellt er das fest, was sich im Laufe der Jahrhunderte als überlieferbares Mittel erwiesen hat und bietet dem Suchenden diese Mittel ohne Geheimnistuerei mit klaren Worten zur Auswahl an.

Württemberg schreibt nicht über „Kunst“. (Es ist für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß Kunst nicht gelehrt, gelernt, geübt und überliefert werden kann.) Trotzdem ist das Buch für den tiefer Blickenden das trefflichste Werk über und gegen den Kitsch. Württemberg kennt und nennt Rezepte, und das Rezept als Selbstzweck ist Inhalt und Wesen des Kitsches. So wird der Schüler erbarmslos gelächelt und jeder darf hinter die Kulissen schauen. Der Naive findet erfreut „sein“ Rezept in dem Buche als brauchbar angeführt, der Hochstapler fühlt sich entlarvt!

Es ist notwendig, daß der junge Künstler viele Möglichkeiten und Mittel kennen lernt. Eine Beschränkung für bildende Kunst mit einheitlichem, fest niedergelegtem Lehrplan etwa auf der Basis des Württembergerschen Buches würde eher die hohen Ausgaben rechtfertigen, die sie dem Staate verursachen, als heute, wo meist nur Im- und Expressionisten geachtet werden, die von der Gnade des Kunsthandels abhängen.

Fast jeder von Haus aus nicht auf finanzierte junge Künstler muß heutzutage des Geldverdienens wegen allgemeinverständlichen „Kitsch“ unter der Hand fabrizieren, für sein (und eventuell „kunstinteressierter“ Kreise) Bedürfnis macht er „Kunst“. In jener anspruchslosen „Kitsch“-form ist aber meist ebensoviel von ihm enthalten wie in der ernst gemeinten „Kunstform“, die oft nur der Ausdruck seiner jeweiligen kunsthistorischen Erkenntnisse ist. Der Kontrast „Kitsch“ — „Kunst“ ist auch im Künstler selbst. Er ist vor der Staffelei ein anderer wie auf der Straße und im Café.

Dieser Staffelei-Extase entspricht die Sonntagsreiterei im praktischen Leben.

Der Künstler muß sich selbst-verständlich werden, nicht sich behorchen, betrachten und heimlich bewundern, wenn er „Kunst“ macht. Der Künstler muß unmittelbar von sich aus schaffen, nicht durch das Mittel seiner Kenntnis der Kunstgeschichte. Letzten Endes wird bei allem Schaffen der springende Punkt sein, daß der Maler „inwendig voller Natur ist“. Man hat das in komplizierteren Zeiten „Vision“ oder „Inneres Gesicht“ genannt. Harmlosere Leute nannten es einmal „Phantasie“. Die wahre Phantasie ist der läuternde Spiegel der Gegenwart.

Ludwig Finckh / Stammtafeln.

Die Nachricht, daß der kürzlich verstorbene schwäbische Staatsmann Konrad Gaußmann von mütterlicher Seite aus der Schweiz stammte, aus der Familie Stoffel von Arbon, gab mir mit einem Male den Schlüssel zu seinem Wesen in die Hand. Vieles, was mir an ihm rätselhaft war, wird mir nun klar. — Ich glaube, wir haben bisher viel zu wenig Wert auf die Erkenntnis unserer Abstammung gelegt, und wir würden an gegenseitigem Verständnis und an Einsicht gewinnen, wenn wir uns mehr danach fragen würden. Es wäre zum Beispiel wichtig, einmal alle unsere Staatsmänner und Abgeordneten daraufhin anzusehen, eine Statistik darüber aufzustellen, woher ihre Eltern, Groß- und Urgroßeltern waren, und ich vermute, daß man dabei zu bestimmten Gesetzen oder Regeln kommen würde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Menschen, die von beiden Eltern her urdeutsch waren, sich zu der germanischen Weltanschauung bekennen und politisch national, völkisch empfinden werden; daß Menschen, von denen ein Elternteil einer andern Nation angehörte, eher kosmopolitisch, demokratisch, pazifistisch gesinnt sein werden; und daß Menschen, deren Vater und Mutter einem andern Volke, einer fremden Rasse angehören, etwa Juden, am meisten zur Internationale, zur Sozialdemokratie, zum Kommunismus neigen werden. Das Blut bestimmt unser Handeln, Denken und Empfinden stärker als uns bewußt ist.

Umgekehrt kann es unter Umständen von Bedeutung sein, zu wissen, aus welchem Blute sich ein Mensch, der für einen bestimmten Posten, eine Aufgabe in Aussicht genommen ist, zusammensetzt. Ganz besonders ist das bei einer Heirat der Fall; denn seine Kinder werden seine Bluträger sein in alle Zukunft.

Dabei kann eine Mischung mit einem andern Blute recht glücklich ausfallen. Ich habe von Fällen gehört, in denen aus der Verbindung zwischen deutschem und französischem Blute besonders wohl geladene Energien hervorgingen. Ich erinnere an Georg Sirth, den verdienten Organisations- und Begründer der „Jugend“. Das Blut von Jerome Napoleon, des Königs von Westfalen, lebt in den Andern der deutschen Generalsstochter und Sozialistin Lily Braun. Wer erfährt, daß die schwäbische Dichterin Emma Rabliger, die das schöne Buch vom „Namenlos“ geschrieben hat, von der Mutterseite her polnisches Blut hat, der versteht, woher dieses unbändige Ueberquellen in dem bedächtigen Strom der Geschehnisse kommt.

Es dürfte wertvoll sein, einmal zu untersuchen, wie die Stammtafel der Männer aussieht, die in den letzten 20 Jahren Hervorragendes geleistet haben, in jeder Art von Kunst, Wissenschaft, Technik, als Erfinder, als Kaufleute, als Kämpfer, um Schlüsse daraus zu ziehen. Die Vorfahren der Krieger Immelmann, Böcke, v. Nidthofen, der Seelente Weddigen, Kerger, Graf Dohna, Graf Lüdner, Graf Spee, der Soldaten Madenien, Sindenburg, von der Goltz würden mich ebenso sehr interessieren und unterrichten wie die von Richard Strauß, Gumpert, Hans Thoma, Steinhausen, Böhle, Klingner, Gerhart Hauptmann, von Röntgen, Ehrlich, Einsteine, von Böns, Klex und Gorch Bod.

Aber auch die Stammtafeln von Kurt Eisner, Liebknecht, Rosa Luxemburg, von allen unseren Späthelden und Nachkriegsarößen hätten gewiß ihr Belehrendes. Ich weiß wohl,

daß es eine Bildungsschicht gibt, die jeden Menschen als etwas ganz Selbständiges, vom Himmel Gefallenes, gewissermaßen Vater- und Mutterloses aufgefakt wissen will, und der die Ahnenforschung nicht willkommen und unbequem ist. Aber wir haben in Gottes Namen alle einmal Eltern gehabt, und können sie vor dem Tageslicht nicht verbergen und verleugnen.

Eugen Sturm / Das Sonntagskind.

Im Dorf herrscht jene eigentümliche Aufregung, welche die Begleiterscheinung außerordentlicher Ereignisse zu sein pflegt.

Den Lumpen-Michel hat man, verwickelt in den Zugstrich seines Karrens, tot im Straßengraben gefunden. Todesursache: Herzschlag.

Der Lehrer, welcher erst kurze Zeit im Ort angestellt ist und dessen Urteil darum noch der nötigen Sachkenntnis mangelt, meint: „Der Michel ist in den Selen gestorben.“ Die Ortskundigen aber, denen der Sinn für die Bedeutung dieser Lebensart abgeht, stellen den vermeintlichen Irrtum des Lehrers richtig, indem sie entgegenhalten, daß der Michel nie an dieser Krankheit gelitten habe. Wahrscheinlich sei der Tote einem seiner üblichen Rausche zum Opfer gefallen. Und wenn man sich, die näheren Umstände in Rechnung stellend, vergegenwärtigt, daß der Michel am helllichten Tag mit seinem Wagen in den Graben geraten sein muß, und daß dann, bei den anstrengenden Bemühungen des Mannes, sich wieder herauszuarbeiten, das Herz den Dienst versagt haben wird, so kann man sich der Richtigkeit der bauerlichen Logik kaum verschließen.

Nun der Michel fand trotzdem das ihm von rechts wegen zustehende Begräbnis, und wenn sein Andenken in der Gemeinde lange Zeit lebendig blieb, so verdankte er dieses weniger seinem Straßengrabenende und seiner halb blöden Schwester, die danach der Gemeinde zur Last fiel, als vielmehr seinem Vuben — dem Klaus.

Dieser Klaus war ein Sonntagskind. Das ging ohne Zweifel aus den einwandfreien Aufzeichnungen im Kirchenbuche hervor. Und dabei hatte er nach landläufiger Ansicht ein begründetes Anrecht auf das Glück. Wenn wir dann aber aus dem nächsten Eintrag in besagtem Buche erkennen müssen, daß die Mutter des Vuben drei Tage nach dessen Geburt von dieser Erde, die für sie ein Jammertal gewesen, gegangen war, wenn wir uns weiter der alkoholischen Reigungen Michels erinnern und uns dazu noch die betrübliche Tatsache vor Augen führen, daß der Vub bis jetzt unter der erzieherischen Obhut einer Blöden gestanden, so werden wir uns nicht mehr darüber wundern, daß das Glück über dieses Drahthindernis aus Halb-waisentum, Trunksucht und Geisteschwäche noch nicht den Weg zum Klaus gefunden. Wir werden es dann auch ganz begreiflich finden, daß der kaum sechsjährige Vub keine nassen Augen bekam, als ihm die Fränz, seine Pflegemutter und Tante, den Tod des Vaters mit den dünnen Worten: „Vatter tot, welt fort, kommt nimm“, ins Gesicht hämmerte.

Zum heulen lag überdies für den Klaus umso weniger Grund vor, als er nun, wie ihm die Fränz weiter verständlich machte, zum Andres in die Pflege kommen sollte.

Dieser Andres ist der Dorfschreiner, ein Sinniger und Geschichtenerzähler. Er macht Wiegen und Säрге und all das, was man zwischen diesen beiden Capfeilern des Lebens an hölzernem Hausrat gebraucht. Er geht, gleich seiner Schwester Eva, einpännig durchs Leben. Und nun soll das freiwillige Gölbat der beiden Geschwister dem kleinen Klaus zugute kommen, was man stülplich als Vorboten des so lange säumenden Glücks ansehen kann.

In der Nacht, welche dem Auszug aus der Hütte des Lumpen-Michels vorangeht, kann der Klaus den Schlaf nicht finden. Und die Fränz muß ihr blickenden Verstand scharf zusammennehmen, um all das krause Zeug zu beantworten, das in hunderterlei Fragen aus des aufgeregten Vuben Mund auf sie einströmt. Man muß indessen zugeben, daß sie die Lage mit Geschick meistert.

„Du Fränz, meinich i derf beim Andres bleiwe?“

„Jo, jo,“ sagt die Fränz.

„Ist der Andres dann mei Vatter?“

„Jo, jo,“ tönt's vom Strohsack der Fränz zurück.

„Fränz, meinich der Andres weiß tausend Geschichte?“

Und „jo, jo“ klingt's aus der Ecke her, wo die Blöde, von der anstrengenden Gedankenarbeit zermürbt, in Schlaf zu sinken droht.

„Komm i z'Östern in d'Schul?“

„Krieg i vom Andres e richtige Bücherdach?“

„Derf i zum Andres seiner Schwester dann Mutter sage?“

Das „jo, jo“ der Fränz wird immer leiser.

„Wo kummich du hin, Fränz?“

Auf diesen Wegen neue Erkenntnisse zu schaffen, wird die Aufgabe der jungen Wissenschaft sein, die sich in der Richtung der Ahnenforschung betätigt. Es scheint mir eine Pflicht der aufstrebenden ahnenkundlichen Vereinigungen, von sich aus planvoll die Stamm- und Ahnentafeln unserer bedeutendsten Männer und Frauen aufzustellen.

Gerade will diese wieder mit „jo, jo“ antworten, da merkt sie, daß es diesmal doch nicht so recht paßt, und weil sie sich über diese Frage selbst noch keine Gedanken gemacht hat, so schweigt sie und schläft ein.

Und der Vub, der im Laufe der etwas einseitigen Unterhaltung und durch das eintönige „jo, jo“ seiner geisteschwachen Pflegemutter auch nicht munterer geworden ist, und dessen ganzes Denken der Andres ausfüllt, schläft nun auch ein mit dem Gebet auf den Lippen: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich bald zum Andres komm.“

Der nächste Morgen bringt die Erfüllung des kindlichen Wunsches. In aller Frühe holt die Eva den Vuben ins Schreinerhaus und beginnt ihre mütterliche Tätigkeit mit der gründlichen Entfernung des Lumpen-Michelschen Drecks, um so gleichsam einen sichtbaren Trennungsstrich zwischen dem Gestern und dem Heute zu ziehen.

Die nächsten Wochen vergehen wie im Fluge. Mit dem beargwöhnlichen Egoismus des bislang vom Schicksal keineswegs vernünftigen Kindes nimmt der Klaus die Liebe entgegen, die ihm im Schreinerhause in reichem Maße dargebracht wird. In den Augen hat er ein vorher nie gesehenes Leuchten, und wenn ihm auch noch mitunter die durch Adam Karillons Roman „Michael Selu“ weiteren Kreisen bekannt gewordenen Kerzen aus der Nase wachsen, so dürfen wir das nur als entschuldbare, immer festener werdende Rückfälle in die Gepflogenheiten seiner ehemaligen, mehr als primitiven Kinderstube registrieren.

Und was die Fränz betrifft. Die scheint doch wohl nicht so dumm zu sein, wie die Leute immer sagen. Bis jetzt hat sich wenigstens alles bewahrheitet, was sie dem Klaus in jener Nacht durch ihr „jo, jo“ bestätigt hat. An Ostern ist er richtig in die Schule gekommen und die Büchertasche hat der Osterhas zur rechten Zeit gebracht. Er darf auch zum Andres und dessen Schwester „Vatter“ und „Mutter“ sagen, und an der Tatsache, daß der Andres tausend Geschichten weiß, ist auch nicht mehr zu zweifeln, nachdem ihm derselbe schon so viele, viele erzählt hat. Und dann ist noch etwas, das ist so merkwürdig schön, daß man abends, wenn man im Bett liegt, immer wieder daran denken muß: die Eva hat ihn schon hie und da auf den Arm genommen und geküßt, daß ihm ganz selig bang wurde. So muß es wohl sein, wenn einem die richtige Mutter ans Herz drückt. Und zwischen den Küßen der Eva-Mutter und den herrlichen Geschichten des Andres-Vatter entbrennt in der Seele des Kindes ein heißer Kampf um dessen Gunst, der darum unentschieden bleibt, weil der Vub das eine gerade dann am meisten vermißt, wenn er das andere genießt.

Für nächsten Sonntag nachmittag hat nun der Andres etwas ganz besonderes in Aussicht gestellt: eine Geschichte, die in keinem Buche steht, weil sie der Andres selbst erfunden hat. Und dem Vuben erscheint es als recht und billig, daß die Fränz, die jetzt im Armenhause untergebracht ist, zum Dank für ihre wahrheitsgetreue Auskunft, diese ganz neue Geschichte auch mit anhören darf.

Von der Ewigkeit hat der Klaus natürlicherweise nur eine ganz vage Vorstellung. Wir werden es deshalb verstehen, daß ihm die Zeit bis zu dem heißersehnten Sonntag wie die halbe Ewigkeit vorkam. Trotzdem wurde es Sonntag, und die Fränz kam ins Schreinerhaus, wo der Andres, auf der Hohenbank sitzend, einem andächtig lauschenden Auditorium folgende, selbstverfaßte Geschichte erzählte:

Zwei Ritter, Klaus und Heinz, fahren zusammen durch die Lande. Auf kühne Abenteuer ist ihr Sinn gestellt. Eines Tages führt sie ihr Weg hoch im Gebirge an einen herrlichen See. Sein Wasser ist klar wie Kristall, und die Gipfel der anliegenden Berge spiegeln sich darin gleich den Rücken einer Riesenkrone. Am Ufer steht eine einsame Fischerhütte. Kein Leben weit und breit. Feierliche Stille herrscht in der Runde. Klaus und Heinz treten in die Hütte und bitten den Fischer um ein einfaches Mahl und um ein Lager für die Nacht. Beides wird ihnen von dem Alten freundlichst gewährt. Nach dem Abendbrot sitzen die drei Männer noch eine Weile beim traulichen Scheite des Herdfeuers zusammen, und dabei erzählt der Fischer seine ritterlichen Gärten von der Prinzessin Wäla, die in dem See, die sie im Vollmondschein durch die offene Türe vor sich liegen sehen, verzaubert wohne. Ihr Schloß, aus lauter Gold und Edelsteinen erbaut, stehe auf dem See-

grunde. Alle sieben Jahre, zur Zeit des Frühlingsvollmondes, sei ihr erlaubt, an die Oberfläche zu steigen und die Bedingungen zu verkünden, deren Erfüllung den Zauberbann lösten. Gerade in der heutigen Nacht sei wieder einmal diese siebenjährige Frist abgelaufen. Genau um Mitternacht könne man die wunderschöne, aber tief traurige Prinzessin mit ihren Gespielinnen aus dem Wasser auftauchen und, einer Schar von Engeln gleich, über dem See schweben sehen. Dabei würden sie ein Lied singen, in dem gesagt werde, was der zu tun habe, der Wäla befreien wolle.

Die Ritter preisen den Zufall, der sie gerade zur rechten Zeit hierher geführt hat. Beide sind fest entschlossen, die Prinzessin zu erlösen, mögen die Bedingungen auch noch so schwer sein. Es leidet sie nicht länger in der engen Kiste, und begleitet von dem Fischer, der ihnen den Platz zeigt, von welchem aus man das mitternächtliche Schauspiel am besten übersehen kann, begeben sie sich hinaus an den See und harren hier der geheimnisvollen Stunde.

Endlich zittert der silberhelle Klang eines fernen Glöckchens kaum hörbar durch die Luft und verkündet den in höchster Spannung erwarteten Augenblick. Und siehe da! Die Wasser werden unruhig. Das bisher ganz klare Bild der vollen Mondscheibe auf dem Spiegel des Sees verzerrt sich. Dampf und Nebel steigen auf. Nie gehörte Melodien dringen zu der Lauschenden Ohr. Und wie sich nun die Nebelschleier zerteilen, wird ein Reigen verchlunagener Mädchen gestalten sichtbar, in dessen Mitte die Prinzessin Wäla schwebt.

Auf einen Wink derselben lassen sich die Gespielinnen auf die Knie nieder, verhüllen das Gesicht mit den Händen und, die Seele mit geheimnisvollen Schauern durchbebend, ertönt von der Mitte des Sees der Chor:

Walle Wasser, walle Welle,
Woge, wiege auf und nieder.
Wieder ward die Frist verwirkt,
Und kein Retter steigt hernieder.

Sieben Jahr' in Trenen dienen
Mußt du, willst du mich erlösen.
Nein im Herzen, stark im Leben,
Hilf dem Guten, Kampf dem Bösen.

So nur kann die Fessel fallen,
Fällt das Wasser ab zum Grunde;
Und zum Prinzen den Befreier
Macht der Ruf von Wälas Munde.

Mit der Wiederholung des ersten Verses erstirbt allmählich der Gesang. Wieder wallen Nebel auf, und als diese dann in die Höhe steigen, liegt der See so ruhig und still, wie wenn alles nur ein schöner Traum gewesen.

Ergriffen und erschüttert von dem Geschehenen und Gehörten, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, treten die Männer stillschweigend den Heimweg an und suchen ihr Lager auf.

Am andern Morgen gibt's ein Abschiednehmen. Heinz hat beschlossen, dem Ruf des Kaisers zu folgen und an dem Kreuzzug wider die Türken ins Heilige Land teilzunehmen. So bedenkt er am besten die zur Lösung des Zauberbannes nötigen Bedingungen zu erfüllen. Er ward nie mehr gesehen.

Auch Klaus zieht von dannen. Aber nur für kurze Zeit. So schnell sein Roff ihn trägt, eilt er heim an seine Burg. Hier verkauft er all sein Hab und Gut und verleiht den Erlös an die Armen. Freiwillig entsagt er Ruhm, Glanz und Ritterehren. Als Knecht kehrt er zum See zurück, und treu und fromm dient er dem Fischer sieben Jahre lang. Als einmal die Wildwasser das unten im Tale liegende Dörflein mit Vernichtung bedrohen, da sind es sein starker Arm und sein kluger Sinn, die dem tobenden Element einen zweiten Abfluß verschaffen und so ein schreckliches Unheil verhüten. Dären und Wölfe, diese Bürger der Herden, ertölet er mit kühnem Mute. Und bald ist Klaus der verachtete Liebling der Dörfler. Aber sein Herz bleibt frei von Stolz und Hochmut. Selbstlos und stark dient er der hilfsbedürftigen Menschheit. Und als dann die wachende Mondscheibe den Eintritt des siebten Frühlingsvollmondes seiner Knechtschaft ankündigt, da fiebert seine Seele nach der Offenbarung, ob sein Werk die Erlösung der Verzauberten bringen wird.

Der Frühlingsvollmond des siebten Jahres steigt in mildem Glanze hinter den Bergen auf. Klaus und der Fischer weilen schon geraume Zeit an der gleichen Stelle wie vor Jahren. Die bange Erwartung, was die Mitternacht wohl bringen wird, hat sie um viele Stunden zu früh hierher getrieben. Immer höher steigt die silberne Scheibe am Himmel;

fest kann's nicht mehr weit von der Entscheidungstunde sein. Und endlich ertönt der Stundenhock des Glöckchens aus dem Tale herauf. Und dann das gleiche Schauspiel wie vor sieben Jahren. Aufsteigende und zerfließende Nebel, der Mädchen reizen auf dem Wasser. Prinzessin Wäla inmitten. Und jetzt, Klaus stößt fast der Herzschlag, hebt auch der Chor an. Doch was ist das? Die Melodie ist die gleiche; aber es klingt alles ganz anders. Ein verhaltenes Jubeln und Frohlocken hebt in den Stimmen. Auch die Worte scheinen geändert.

Klaus ist hart ans Ufer getreten, daß die Wellen seine Knöchel bespülen. Keine Stube soll ihm verloren gehen. Was er hört, ist die Krönung seines Werkes; denn heute singt der Mädchenchor:

Walle Wasser, walle Welle,
Woge, wiege auf und nieder.
Heute wird der Bann gebrochen,
Und der Ritter steigt hernieder.

Menschenbienst in sieben Jahren
Sprengt die Ketten finst'rer Geister.
Herzensreinheit, Lebensstärke
Führt zum Ziele, macht den Meister.

Heute wird die Fessel fallen,
Fällt das Wasser ab zum Grunde.
Und zum Prinzen den Befreier
Macht der Ruf von Wälas Munde.

Traumverloren, besinnungslos, nur dem Zuge seines Herzens und den winkenden Armen Wälas folgend, ist Klaus immer weiter vorgetreten. Und o Wunder! Jeder Schritt vorwärts bringt ein Zurückweichen, ein Sinken des Wassers, bis er schließlich trockenen Fußes im Kreise der laut jubelnden Mädchen steht, bis er durch Wälas Ruf erweckt, die beglückende Wirklichkeit erkennt: Der Zauber ist gebrochen, die Prinzessin mit ihren Gespielinnen erlöst, der See verschwunden, das Schloß freigelegt und er durch den empfangenen Ruf zum Gemahl der Prinzessin erkoren und zum Herrn und Gebieter über all die Herrlichkeit und Pracht gesetzt.

Die Dämmerung hatte schon ihre armen Schleier in die Werkstatt geleitet, als der Andres am Ende seiner Geschichte angelangt war. Und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß das Schicksal der Prinzessin und das des Ritters auf alle Zuhörer, trotz der verschieden gearteten Aufnahmefähigkeit, einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Am nachhaltigsten war dieser aber schon wegen der Namensvetternschaft mit dem Helden, bei dem Buben. Er hatte zwar nicht alles so ganz verstanden; aber auf jeden Fall erschien ihm der Ritter Klaus als ein nachahmenswertes Vorbild, und die Erlösung einer Prinzessin von der Schönheit und dem Reichtum Wälas als ein Werk, dem er sich später, wenn er erst einmal groß geworden, mit besonderem Eifer hinsetzen wollte.

Die in dem Bubenherzen aufkeimende Verehrung für den Ritter Klaus zeigte sich äußerlich darin, daß er sich vom Andres-Batter eine Ritterrüstung, bestehend aus Holzäbel und Schild, erbettelte, daß seine kindliche Phantasie die in der Nähe des Schreinerhauses gelegene, keineswegs kristallklare Gänseweiße zum Verassee erhob und einen hohlen Weidenstumpf zur Fischerhütte machte, in der er nun oft stundenlang, von verzauberten und erlösten Prinzessinnen träumend, lag.

Und es kam, wie es kommen mußte.

Wieder einmal liegt unser Klaus mit Säbel und Schild in seiner Baumhöhle an der Gänseweiße und träumt seinen Rittertraum. Darüber schläft er ein. Und nun sieht er den Verassee, den Reigen der Mädchen auf dem Wasser, die wunderschöne, unglückliche Prinzessin Wäla. Er sieht sich selbst als Ritter und Erlöser.

Der erste harte Donnerhock eines plötzlich heraufgekommene Gewitters schreckt ihn auf.

Mechanisch, schlaftrunken, noch ganz im Banne seiner Traumbilder, ertölet er nach Säbel und Schild und läuft blindlings in den schwabenden, ziehenden Schlamm der Gänseweiße. Das kalte Wasser reißt ihn aus seinen Träumen.

Zu spät!

Sein Silfernf verflinat ungehört im Grollen des Gewitters.

Schild und Säbel schwimmen auf der grünen Wasserfläche und zeichnen der entsetzten, durch die Sorge um den Buben hergetriebenen Eva den Weg, den der aeganaen.

Und der Andres muß wieder einmal einen schwarzen Schrein machen. Diesmal für den Klaus, der ein Sonntagskind gewesen.